

KUNSTPAUSE

Schön, wenn der Gorilla lacht



FRANK QUILITZSCH über eine Sternstunde des deutschen Films

Das muss man sich mal vorstellen: Da fliegen sie voller Hoffnung auf den Gewinn der Goldenen Palme nach Cannes, erfahren kurz nach der Landung, dass es mit der Auszeichnung doch nichts wird, und haufen mit der nächsten Maschine gleich wieder ab. „Dass ich tief enttäuscht war, kann ich nicht sagen. Ich habe mich einfach geärgert, dass ich den Leuten geglaubt habe, die gesagt hatten: Den Preis gibt's auf jeden Fall“, sagte Sandra Hüller, die in Suhl geborene Hauptdarstellerin des Films „Toni Erdmann“, im Frühjahr der Thüringer Allgemeinen. Diesmal ist alles anders: Ein halbes Jahr später reist Sandra Hüller ohne große Erwartungen nach Wrocław, wo der Europäische Filmpreis vergeben wird, schreitet über den ungeliebten roten Teppich und – gewinnt. Gemeinsam mit ihrer Regisseurin Maren Ade und dem Leinwandpartner Peter Simonischek feiert sie sogar einen fünffachen Triumph.

Diesmal hat das Daumendrücken geholfen: in Suhl, wo Sandra geboren wurde, in Friedrichroda, wo sie in der Schultheatergruppe mitspielte, in Jena, wo sie nach dem Studium am Theaterhaus ihr erstes Engagement hatte, und überhaupt. Wer die Tragikomödie „Toni Erdmann“ gesehen hat, kommt gar nicht umhin, den Film und seinen Machern Glück zu wünschen.

Schon weil das schräge Vater-Tochter-Drama so erfrischend unkonventionell daherkommt und dem Zuschauer allerlei zumutet. Fast drei Stunden Stillsitzen ohne Actioneinlagen. Lange Einstellungen und stille Nahaufnahmen. Eine Nacktparty, die viel skurrile Komik zu bieten und nichts Exhibitionistisches hat. Und, last but not least, einen traurigen Gorilla – oder wie soll man dieses Zottelkostüm sonst nennen? Peter Simonischek als clownesker Vater zwingt sich in das Fell, um seine Tochter, die sich in der Parallelwelt der Manager verloren hat, ins richtige Leben zurückzuholen. Und erleidet, als er es nicht mehr ablegen kann, fast einen Herzinfarkt.

Tieftraurig und doch hochkomisch ist das alles. Wie auch Maren Ades Reaktion: „Ein bisschen fühlt man sich wie so ein Riesengorilla mit diesen fünf Preisen.“ Vielleicht kommt ja in Los Angeles noch ein Gorilla dazu. Also, liebe Thüringer, weiter die Daumen drücken!

GOLDBERG

Eines Zimmermans Sohn

Endlich. Jetzt hat er ihn. Wenn nicht noch irgendwas passiert ist, dieser Beitrag wird am Freitag geschrieben. Und vermutlich hat er diesen Preis zu Recht bekommen, wenigstens gefühlt. Schon deshalb, weil seit 20 Jahren alle Welt sagt, einmal bekommt er ihn. Auch ich habe das einmal geschrieben. Der Beitrag schloss mit den prophetischen Worten „Irgendwann wird es Bob Dylan doch. Bis dahin muss er tapfer tingeln.“ Es war aber nicht wirklich prophetisch, es war, weil 2011 Tomas Tranströmer gewann und von dem hatte ich noch nie gehört. Den Dylan-Satz hingegen, den hätte jeder Volontär gekonnt, dessen Oma sich 1968 auf den Wiesen flachlegen ließ.

Ich habe ihn einmal live erlebt, Juli 1994 in Gotha, und das Konzert war von der Art, dass in der Zeitung stand „Zweimal, es ist keine Täuschung, wippt er leicht in den Knien“. Warum macht er das, warum vermittelt er sei-

„Die Provinz war der entscheidende Ort!“

Der Kunsthistoriker Paul Kaiser analysiert die Künstler-Bohème in der DDR und preist die Erfurter Ateliergemeinschaft als Keim des Subversiven

VON WOLFGANG HIRSCH

Weimar. In einem opulenten, 470 Seiten starken Buch arbeitet der Dresdner Kunsthistoriker Paul Kaiser ein Phänomen auf, das es eigentlich gar nicht hätte geben dürfen: die Künstler-Bohème in der DDR. Zentren dieser subkulturellen Gegenbewegung zur offiziellen Staatskunst findet Kaiser, der hierzulande bereits mehrere Ausstellungen mit DDR-Kunst kuratiert hat, weniger in Berlin (Ost) als in der sogenannten Provinz: vor allem in Sachsen und Thüringen. Wir sprachen mit ihm.

Bohème definiert sich eigentlich dadurch, dass die Akteure sich von der bürgerlichen Gesellschaft distanzieren – die es im DDR-Sozialismus jedoch gar nicht mehr hätte geben dürfen. Wie gehen Sie mit diesem Paradox um?

Es ist in der Tat ein Paradox, da wir in der Kulturgeschichte Bohème als Korrektivphänomen zur angepassten Mittelschicht, zum Establishment vor allem im 19. und frühen 20. Jahrhundert betrachten. In der DDR tickten die Uhren anders. Denn in einem sozialistischen Staat der Arbeiter und Bauern war insbesondere das Bildungsbürgertum in den Universitätsstädten natürlich selbst Teil der inkriminierten Sphäre. So kam es zu dem Paradox, dass die künstlerischen Bohème-Gruppierungen sich mit diesen Rest-Strukturen durchmischten. Dieses Paradox ist historisch einzigartig.

Warum hat sich diese Bohème in der DDR entwickelt?

In der Ulbricht-Ära waren ja kaum individuelle Spielräume im Kulturellen denkbar. Es galt die Kollektivierung als das entscheidende Regulativ. Alle bürgerlichen Organisationsformen wie zum Beispiel Kunstvereine und Künstlergruppen wurden Ende der 40er-Jahre verboten und existierten bis Anfang der 70er-Jahre im Kunststraum der DDR offiziell nicht mehr – bis sie teilweise im Kulturbund eine andere Gestalt erhielten.

Wie hat sich das Bohémehafte artikuliert: durch alternative Lebens- oder nur durch abweichliche Kunstformen?

Beides. Man organisierte in diesen Rückzugsräumen des Frei-



Symbolische Nische für Kreative jenseits des Staatskünstlertums: Werke von Eva Anderson (Plastik) und Detlef Schweiger (Malerei) bei der „Jenaer Hofvernissage“ am 25.Juni 1988.

sinnigen zum Beispiel Leserunden oder Spaziergänger- und Wandergemeinschaften; letztere, um die Natur als außergesellschaftlichen Ort der Selbstermanzipation zu erleben – am liebsten, wenn wie am 1. Mai oder 7. Oktober staatliche Kundgebungen anstanden. Entscheidend war aber die Suche nach Leitideen, mit denen man diesem tumbe Sozialistischen Realismus der 50er- und 60er-Jahre etwas entgegenzusetzen konnte.

Im Westen blühte die abstrakte Malerei. Und in der ostdeutschen Alternativ-Szene?

Dort griff man in die Geschichte der Avantgarde im 19. und frühen 20. Jahrhunderts und entdeckte Erneuerungsmotive für eigenes Schaffen. Abstrakte Kunst, Aktionskunst, teilweise sogar der Postimpressionismus standen in der DDR bis weit in die 80er-Jahre hinein unter Kuratel. So fokussierte sich in diesem kulturellen Klima die Sehnsucht nach einem freien, eigensinnigen Leben: vor allem in der Sehnsucht nach Paris.

Pflegte die Bohème auch alternative Lebensformen, etwa

Wohngemeinschaften in unrenovierten Altbauten?

Hausbesetzungen und alternative Festivals, Galerien und ähnliches wie später in den 70er- und 80er-ahren waren in der frühen Zeit undenkbar. Man suchte sich Nischen oder wagte freie Projekte wie die 1963 gegründete

Erfurter Ateliergemeinschaft. Gerade sie avancierte zum Formations-Prototyp für eine in den 70er-Jahren sehr schnell wachsende Zahl von freien Künstlergruppierungen.



„Ohne diese Gegenkultur wären politische Reflexe in der späten DDR gar nicht möglich gewesen.“

Dr. Paul Kaiser, Kunsthistoriker

Man veranstaltete illegale Ausstellungen mit damals avanciertesten Künstlern – von Gerhard Altenbourg bis Hermann Glöckner – in einem privaten Atelier und gab alle Verkaufserlöse zu 100 Prozent an die Künstler weiter. Man gab auch Jahresgaben heraus, so dass sich eine Grafik-Szene herausbildete, die Druck-

grafik als Gegenmedium zur sozialistischen Tafelmalerei begriff.

Wem offizielle Wege versperrt waren, musste alternative Vertriebswege suchen?

Am Anfang war das so. Denken Sie an Gerhard Altenbourg, der

1964 wegen angeblicher Zollvergehen zu einem halben Jahr Gefängnis auf Bewährung verurteilt wurde. Die Erfurter Ateliergemeinschaft stellte ihn genau in diesem Jahr aus. Sie schuf den nicht zu Hofe kriechenden Künstlern ein Podium. Solidarität war dieser damals noch eher bildungsbürgerlich geprägten Dissidenzkultur sehr wichtig.

Die Staatsmacht kann sich diese Subversion nicht gefallen lassen, oder?

Natürlich nicht. Sie reagierte

mit den klassischen Mitteln einer Diktatur. Vielen aus dieser Szene wurde – bis 1961 – angefragt, das Land zu verlassen, es wurde ihre Lebenswege und Aufstiegschancen verbaut, und wenn sie allzu öffentlich agierten, schlug die Staatsmacht mit Repressionen zu. Der Kontrollwahn der Stasi hat sich von Dekade zu Dekade potenziert.

Warum hat der Staatsapparat diese Orchideenpflänzchen nicht ausroden können?

Das wäre vielleicht in den 50er-Jahren noch gelungen. Aber das Vorbild der Erfurter Ateliergemeinschaft zeigte ja, wie eine Gruppierung, die so offen gegen die herrschenden Normen vorging, zwölf Jahre lang relativ unbehelligt blieb. Das schuf Nachahmer, das ließ den Mut bei den Jüngeren erwachen. Diese abweichende Kulturbewegung wurde zu einem Katalysator für andere, auch für politische Opposition.

Da begann die Erosion des DDR-Systems?

Ja. Weil der Staat es nicht vermochte, die besten Köpfe der nachwachsenden Generationen an sich zu binden – weil es für

diese eben solche kulturelle Alternativen gab.

Können Sie regionale Zentren dieser Bohème ausmachen?

Die Provinz war der entscheidende Ort. Am Prenzlauer Berg in Ostberlin erwachte die Szene erst in den 70er-Jahren – nicht zuletzt aufgrund des Zuzugs von Künstlern aus Thüringen und Sachsen. Wichtig waren früh Zentren wie in Dresden und Leipzig, in Erfurt und Weimar oder sogar in kleinen Örtchen wie Hüpstedt und Dingelstädt.

Wie hat diese Bohème in der Revolutionszeit 1989 agiert? Hat da die Freiheit das Volk angeführt?

Der entscheidende Beitrag der Künstler zur friedlichen Revolution bestand in der Berserkerarbeit der Voretappen. Man organisierte, man eroberte Räume, die politische Akteure dann für sich zu nutzen verstanden. Ohne diese Gegenkultur wären politische Reflexe in der späten DDR nicht möglich gewesen.

► Paul Kaiser: Bohème in der DDR. Verlag Dresdner Institut für Kulturstudien, 471 S., zahlr. Abb., 48 Euro

„Ich bin im Geiste bei euch“

Rockpoet Bob Dylan schwänzt die Nobelpreis-Party und lässt dann doch noch per Videobotschaft von sich hören

VON JULIA WÄSCHENBACH

Stockholm. Selbst die Aussicht darauf, beim Nobelbankett vielleicht zwischen Königin Silvia und Prinzessin Madeleine zu sitzen, hat ihn anscheinend nicht umgestimmt. Dabei gäbe es sicher einige, die Bob Dylan darum beneiden würden. Der US-Sänger, in diesem Jahr mit dem

Literaturnobelpreis bedacht, lässt die Preisverleihung in Stockholm sausen. Zu Wort meldet er sich aber immerhin – über Umwege: Beim Nobelbankett am Abend liest die US-Botschafterin in Stockholm, Azita Raji, aus einer Dankesrede vor, die Dylan aus der Ferne eingelesen hat. „Es tut mir leid, dass ich nicht

persönlich bei euch sein kann, aber bitte wisst, dass ich auf jeden Fall im Geiste bei euch bin“, lässt der Rocksänger die Royals, Nobelpreisträger und Spitzenpolitiker wissen, die an den langen Tischen in feinsten Abendgarderobe gerade Wachteln mit schwarzem Knoblauch und konservierte Waldpilze gespeist haben. Schon bei der Zeremonie

am Nachmittag fehlt der Rockpoet. Statt Dylan tanzt und singt bei der Gala im Konzerthaus die US-Rockkikone Patti Smith. Während es draußen Bindfäden regnet, trägt die 69-Jährige im Saal „A Hard Rain's A-Gonna Fall“ vor – und stockt plötzlich mitten im Lied. „Es tut mir leid, ich bin so nervös“, erklärt der Superstar mit Mittelschleutel und

silbernen Haaren fast schüchtern – und erntet Jubelstürme aus dem Publikum.

Die restlichen Strophen des uralten Liedes, das Dylan mit 21 Jahren geschrieben hat, bringt sie flüssig über die Bühne. „Blowin' In The Wind“ (1963) hatte den Mann, der als Robert Allen Zimmerman geboren wurde, kurz darauf berühmt gemacht.



Patti Smith singt für den abwesenden Dylan. Foto: J. Ekstromer

Ein Salon über die Frage, warum einer den toten Leonard Cohen mehr liebt als Bob Dylan



Henryk Goldberg ist Publizist und schreibt jeden Montag seine Kolumne

und seine Bedeutung wohl zu schätzen weiß.

Aber das muss nicht sein. Dass einer zwei Wochen keinen Ton sagt zu diesem wichtigsten Preis, der in der Sphäre des geschriebenen Wortes zu vergeben und zu gewinnen ist. Dass einer diesem Preis so wenig Respekt erweist, dass er für die Verleiher nicht er-

reichbar ist. Und schließlich mitteilen lässt, er könne den Preis leider nicht selbst entgegennehmen, er habe „andere Verpflichtungen“. Das mag Haltung oder Attitüde sein, in jedem Falle ist es: nicht schön.

Dennoch, um die Hardcore-Fans versöhnlich zu stimmen, sein „Knocking on heavens door“ ist die Nummer zwei für mich aus Gründen wichtigsten Songs aller Zeiten. Nicht, weil das probeweise Klopfen an der Himmelstür für einen Rentner schon mal angezeigt scheint und die große schwarze Wolke sich zeigt. Es ist, weil dieses Lied mir Mut gab, als ich Ende dreißig war und auch sonst ziemlich am Ende. Für mich verbindet sich mit diesem Lied, obgleich es von einem Sterben erzählt, ein Stück Kraft, da ist, jenseits des Textes, eine Energie, ein Beginnen.

Und in dieser Zeit entdeckte ich, aus den gleichen Gründen, einen anderen Sänger für mich, einen Sänger, der

eine auf andere Weise merkwürdige Stimme hatte, einen Sänger, der auch ein Poet war und der diesen Preis ebenfalls verdient hätte. Mich hat kein Sänger je so berührt wie Leonard Cohen und kein Lied so wie „Your famous blue Raincoat“. Was an der darin erzählten Gesichte lag und dem Gefühl, sie ereigne sich in irritierender Analogie gerade in meinem Leben. Die Geschichte ist lang vorbei, aber dieses Lied schließt sie ein wie der Bernstein das Insekt. Mit dem, sozusagen, bleiernen Schweben dieser Stimme ließ sich so herrlich, so trotzigtapfer stöhnen, „I reached for you but you were gone, so Lady I'm going too“. Was auch sonst. Es war eine dieser Lebenssituationen, in denen der Mensch zur geistigen Ummachtung neigt und zum poetisierenden Schwachsinn, so nannte ich ihn, wenn es niemand hörte, „das schwarze Licht in meinen dunklen Nächten“. Ich weiß, aber so war es. Der Mann konnte im Dunkeln

einen schützenden Schatten werfen. Nie ließ sich mehr Honig saugen aus einer Düsternis. „Ihr alle“, beginnt Ernst Jüngers „Auf den Marmorklippen“, „kennt die wilde Schwermut...“ – und wilder und seliger, trauriger und süßer als bei Leonard Cohen war eine Schwermut nie. Seine dunkel-mäandernden Texte sind nicht schlechter als die des Nobelpreisträgers, sie hätten diesem Preis ebenso standgehalten. Aber wo Cohen ein Solitär blieb, da nahm Dylan Einfluss auf viele andere, das macht wohl den Unterschied.

Dennoch, das musikbezogene Ereignis des Jahres ist für mich nicht der Preis für Bob Dylan, es ist der Tod von Leonard Cohen.

Auf seiner letzten Platte murmelt er „I'm ready my Lord“, ein Abschied. Und vielleicht begegnete er ja, als er mit Bob Dylan an die Himmelstür klopfte, eines wirklichen Zimmermanns Sohn.